



Jack Urwin

Boys Don't Cry

Identität, Gefühl und Männlichkeit ★★★★★

aus dem Englischen von Elvira Willems

Edition Nautilus 2017 · Pb 232 Seiten · 16,90 · 978-3-96054-042-7

Ich hatte weder als Kind, noch als Jugendlicher oder als Erwachsener ein positives Männerbild. Ich wuchs zu einhundert Prozent weiblich auf – erzogen von Patentante, Oma und hin und wieder der Mutter. Mein Erzeuger suchte früh das Weite, so dass ich mich nicht erinnere an ihn. Als ich in die Pubertät kam, tat er es meinem Großvater gleich und nahm sich das Leben. Dort draußen in der einen einzelnen Anliegerstraße, mit einer Handvoll Häuser, drei Kilometer außerhalb des Ortes, hatte ich nur Spielkameradinnen. Also spielte ich Mädchenspiele. Himmel und Teufel mit wildem Mohn, Gummitwist, Fangen, Verstecken, später romantische Reinszenierungen von Winnetou und Nscho-Tschi oder Tarzan und Jane. Wir machten zu viert sogar eine Zirkusvorstellung – da musste ich dann schon eine männliche Rolle übernehmen: den dummen August. Großmutter hat mir mit Ohrfeigen eingebläut, niemals, unter keinen Umständen, die Hand zu erheben gegen ein Mädchen. Und als besagte sieben- oder achtjährige Damen das gemerkt hatten, wurde ich gnadenlos von ihnen verprügelt! Mutter ließ sich selten blicken und jedes Mal war ein anderer „Onkel“ ihr Chauffeur. Nein, ich sollte aufpassen, dass ich kein Mann werde, das war mir schon beim Anblick meiner primitiven Mitschüler bewusst, die mich verletzend „Professor“ nannten. Ich wollte kein Versager, kein Schwächling, kein unnützer Esser, erst recht kein Kriegstreiber werden, wie Großmutter über meinen Vater und die Freunde meiner Mutter sprach. Also setzte ich mich beim Pinkeln, beschloss keinen Bart zu bekommen, half beim Kochen, Spülen, Saugen, konnte Bügeln und Hefekuchen backen. – „Du wirst später gar keine Frau brauchen“, versprach Oma lobend! Für Arbeiten in der Wohnung rief man einen Handwerker, man kannte Leute mit Auto, und da war nichts, wozu sonst noch ein Mann nötig gewesen wäre.



Die unangenehmen Seiten des Mannseins lernte ich früh beim Schulsport, als ich nicht mehr Gymnastik in der Mädchengruppe hatte, sondern nun brav getrennt Geräteturnen und Ballspiele mit einer Horde motorisch auffälliger Bajuwarenengel überstehen musste. Da kapierte ich dann schnell, dass man nicht zeigen darf, wenn es weh tut und natürlich, dass man als künftiger Mann nicht weinen darf! Dann setzte mich meine Großmutter mit zwei Koffern auf die Straße, da weinte ich zum letzten Mal, und meine Mutter steckte mich kurzerhand in ein Internat, in dem noch viel Geist einer vormaligen NS-Elite-Offiziersschule wehte. Das war 1971. Und was ich dort erleben, erdulden, lernen durfte, erspare ich uns hier näher auszuführen. Nur eins war schnell klar, dort verlor ich den letzten Rest Achtung und Sympathie für Männer und Jungs und war die meiste Zeit mit den jungen Mädchen der Schule unterwegs. Das schürte dann erst recht den Hass der Jungen auf mich. „Wir machen Dich zur Schlitzpisserin, Du willst es ja nicht anders ...“

Das war jetzt viel Text, um über Jack Urwins mutiges Buch **Boys Don't Cry. Identität, Gefühl und Männlichkeit** zu schreiben. Es lag mir daran zu zeigen, wie schwer es sein kann, ein positives Männerbild zu entwickeln oder überhaupt nur ein Genderverlangen in diese Richtung zu verspüren. Und ich wollte – natürlich an einem Ausnahmefall – zeigen, wie hoch der Anteil der Frauen an der Erziehung zu einer männlichen Identität ist. Über fünfzig Jahre meines Lebens waren Frauen für mich „bessere Menschen“ (ganz abgerückt bin ich davon noch immer nicht), trotzdem erscheinen mir die heutigen Diskussionen oft sehr platt, verkürzt, manchmal von einer weiblichen Selbstgerechtigkeit getragen, in der Menschen schon abzuwerten sind, weil da etwas baumelt zwischen deren Beinen. Und da frage ich manchmal schon etwas ketzerisch: Haben die „Toxischen Männer“ (Männlichkeit als Waffe, (selbst)zerstörerisch) nicht auch Mütter gehabt, die vielleicht mehr Zeit mit Sohnnemann verbrachte, als der Vater, der sich sowieso verkrümelt hat? Und welche Werte konnten sie ihnen vermittelt? Ich habe durchaus schon gehört: „Er soll in einer harten Welt bestehen, also habe ich ihn zur Härte erzogen“ ... Keine weiteren Fragen, Euer Ehren!

Jack Urwin (1992 in England geboren) ist gleichermaßen, vielleicht ungewollt, traumatisiert von der „Toxischen Männlichkeit“ (ich glaube, er hat den Begriff geprägt) seines Vaters, der nie Gefühle, Schwäche oder Schmerz zeigte. Er beschreibt ihn, als den „sturen Typ, der sich verlaufen hat, sich aber weigert, jemanden nach dem Weg zu fragen“ ... Der Zehnjährige fragte den Vater, der wegen Grippe flachgelegen hatte, wie es ihm ginge. Der einundfünfzigjährige Vater sagt „besser“, geht ins Bad und erliegt einem Herzinfarkt. Ich glaube, das nennt man einen „double bind“; wenn Aussagen und Handlungen/Tatsachen nicht mehr übereinstimmen. Kann so ein kleines Bürschchen durchaus um den Verstand bringen. Und dann stellt sich im Nachhinein noch heraus, dass der Vater zuvor schon einen Herzinfarkt mit knapper Not überlebt hatte und seitdem immer Herztropfen bei sich trug. Nur wusste das keiner aus der Familie...



Nun will ich nicht sagen, dass man über den Mythos Männlichkeit nur als Mann schreiben darf, und auch nur als traumatisierter, tief geschädigter Mann. Jack Urwin beweist aber, dass ihm die eigenen Erfahrungen, sein Ringen um eine zeitgemäße, menschenverträgliche Vorstellung von Mannsein bei diesem Thema durchaus zu Gute kommen. Kann es sein, dass der gesuchte positive Wert im Mannsein doch denen eher aufscheint, die irgendwie geschädigt sind? Oder hätte jemand, der queer ist, möglicherweise ein Männerbild, das weniger toxisch und klischeehaft wäre? Mein persönlicher Eindruck, irritiert von den vielen Vollbärten, die so alttestamentarisch durch die Fußgängerzonen stapfen, das Raketengerassel und das Kriegsgeheul, die unmenschliche Härte in den sozialen Medien, die Wahl Trumps – ach und was weiß ich noch alles – das kommt schon wieder sehr martialisch maskulin toxisch daher, und es macht mir große Sorgen, wie wir uns dem entgegenstellen können. In den Achtzigern in Berlin, waren m. E. Männer schon viel weiter.

Jack Urwin, der derzeit in Toronto lebt, erklärt in seinem Text, halb Essay, halb autobiografische Erzählung, die Ursachen und Entwicklungen an Hand von Thatchers England, Massenarbeitslosigkeit, Hooligans und Rechten, Finanzkrise und dem Schock danach, wie ein Phänomen entsteht, das über Testosteron allein nicht zu erklären ist. Er skizziert locker und treffsicher das Geflecht von Macht, Dominanz, Kontrolle und Gewalt, das mit Männlichkeit assoziiert ist. Er spürt die Toxische Männlichkeit im Konsumdenken, der Vergewaltigungskultur, in und außerhalb der Familien und sogar bei hetero- und homosexuellen Männern auf. Ich finde dieses Buch mehr als gelungen. Nach Hunderten von Genderstudien nun endlich ein Titel, der sich nicht nur unterhaltsam liest, immer wieder durchsetzt von lockeren Kommentaren (bei Diderot abgeschaut?), sondern das Thema systematisch aufrollt und so, dass es zum Weiterdenken anregt! Ein vergleichbares anderes Buch zum Thema, das die Diskussion bestimmt befeuern wird, ist mir nicht bekannt.

Frauen hätten es bestimmt nicht gerne, wenn Männer schrieben, wie sie „tickten“. Nach Jahrzehnten der Genderforschung zur Gefährlichkeit männlichen Wahns, vorwiegend von Frauen verfasst, ist es doch ein schönes Signal, dass sich ein Mann über diese Geißel der Zeit zu Wort gemeldet hat – und zwar nicht zur Rechtfertigung!

Das schöne Buch aus der Flugschriftenreihe der Edition Nautilus sollten Männer wie Frauen lesen, selbst wenn sie sonst kaum Sachbücher in die Hand nehmen!

Einen kurzen, bündigen Bericht über den Autor und das Wiedererstarken der „Toxischen Männlichkeit“ strahlte 3sat am 4. März aus:

<http://www.3sat.de/mediathek/?mode=play&obj=65026>

* * *